

Die Bibliothek - Spiegel der Zeitströmungen : zum Jubiläum 175 Jahre Stadtbibliothek Lenzburg

Autor(en): **Neuenschwander, Heidi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Lenzburger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **61 (1990)**

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-918055>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Bibliothek – Spiegel der Zeitströmungen

Zum Jubiläum 175 Jahre Stadtbibliothek Lenzburg

von Heidi Neuenschwander

Die glückliche Zeit des 18. Jahrhunderts, da eine ertragreiche Landwirtschaft und die gleichsam epidemieartig sich ausbreitende Baumwollmanufaktur die Bevölkerung des Berner Aargaus mühelos ernähren konnten, war zusammen mit dem Ancien Régime untergegangen: der Einmarsch der französischen Truppen in unser Land mit den vielen Einquartierungen und Konfiskationen und anschließend die langen Jahre der Napoleonischen Kriege hatten Handel und Verkehr gelähmt. Durch die – verglichen mit dem Ausland – sehr spät einsetzende Umstellung der Baumwollverarbeitung von Hand- und Heimarbeit auf Maschinenbetrieb war die stark exportorientierte Textilindustrie nicht mehr konkurrenzfähig. In dieser düsteren Zeit gelangten drei initiative Lenzburger – Oberst Friedrich Hünerwadel, Dr. iur. Carl Bertschinger und der Arzt Abraham Rohr – zur Überzeugung, nur mittels gründlicher Bildung könne die wirtschaftliche Existenz der Bürgerschaft verbessert werden. Als geeignetes Mittel betrachteten sie die Errichtung einer öffentlichen Bibliothek. Im Oktober 1811 gelangten die drei Initianten mit ihrem Projekt an die Öffentlichkeit:

Der gänzliche Mangel einer öffentlichen Büchersammlung in hiesiger Stadt wurde schon oft von denjenigen Bewohnern derselben, die entweder wissenschaftliche Bildung oder auch nur Sinn für eine gebildete Lektüre haben, lebhaft gefühlt. Dieses Bedürfnis wird in unsern Tagen umso tiefer empfunden, da bei der allmählichen Abnahme jedes Nahrungszweiges, bei dem täglich größer werdenden Geldmangel selbst begüterte Partikularen sich scheuen, beträchtliche Bücheranschaffungen zu machen, besonders da vorzügliche Werke immer in sehr hohen Preisen stehen. Die Leih-Bibliotheken dann, die in den benachbarten Städten bestehen, gewähren nur eine sehr dürftige, oft für Kopf und Herz verderbliche Unterhaltung, weil ihre Unternehmen in der Auswahl der ankaufenden Bücher sich entweder nach der Wohlfeilheit der Preise oder nach dem verderbten Geschmack des großen Haufens richten.

In unserm Zeitalter, wo es keine privilegierten Stände, keine Vorrechte mehr gibt, wo weder Reichtum noch Geburt, sondern allein Talente, gründliche Kenntnisse in welchem Fach es auch sei, wissen-

Der Geschichten
Schweizerischer Eidgenossenschaft

Erster Theil.

Von des Volks Ursprung.

Durch
Johann von Müller.

Sag' an, Helvetien, du Heldenvaterland!
Wie ist dein altes Volk dem jetzigen verwandt?
Haller.

Neue verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit Königl. Sächs. allergnädigsten Privilegio.

Leipzig, 1806.
in der Weidmannischen Buchhandlung.

Stadt-Bibliothek Gensburg,

schaftliche Bildung und überhaupt höhere Kultur und Moralität mit wahrem Verdienst gepaart einen ehrenvollen Rang in der bürgerlichen Gesellschaft verschaffen können, sollten Städter besonders darauf bedacht sein, alle Mittel zu ergreifen, die geeignet sein können, wissenschaftliche Bildung und nützliche Kenntnisse unter ihren Mitbürgern zu verbreiten.

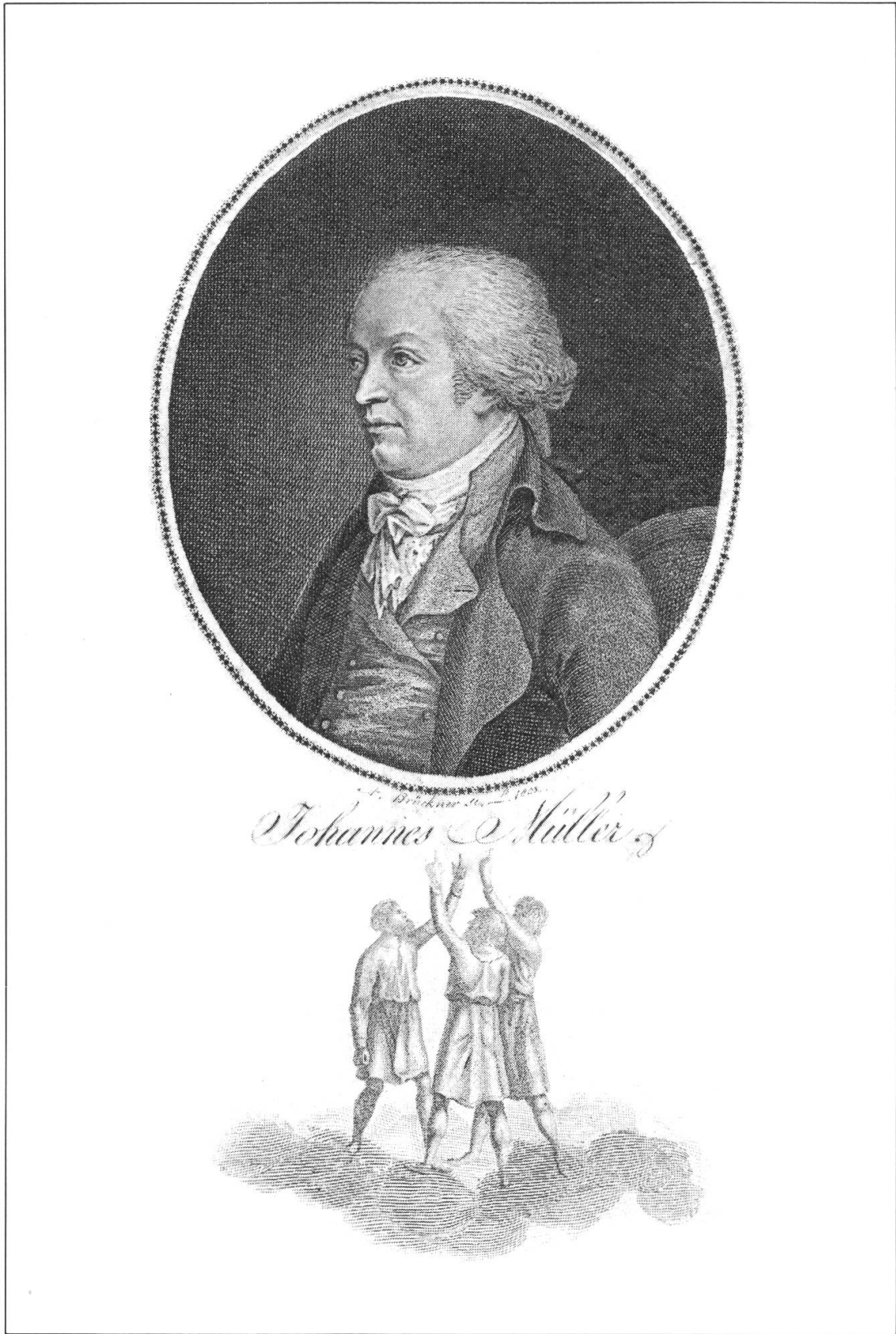
Daher wäre die Errichtung einer gemeinschaftlichen, womöglich öffentlichen Bibliothek für unsere Vaterstadt und insbesondere für die jetzt heranwachsende Jugend von besonderer Wichtigkeit.

Die Unterzeichneten . . . machen zur Stiftung einer solchen gemeinschaftlichen Bücher-Sammlung folgende unmaßgebliche Vorschläge: Es wird zur Errichtung eines Fonds für die Anschaffung von Büchern eine Anzahl Aktien durch freiwillige Subscription aufgenommen. Um die Anstalt in Gang zu bringen, wird einstweilen die Zahl von wenigstens 25 Aktien gefordert. Jede Aktie besteht aus einem Geldbeytrag von 16 Schweizerfranken. Niemand kann mehr und niemand kann weniger als für eine Aktie unterzeichnen . . .

Dat. Lenzburg, 11. Oktober 1811 sig. Friedrich Hünerwadel, Oberst
Carl Bertschinger, Dr. iur.
Abraham Rohr, Arzt

Der Aufruf fand ein unerwartet großes Echo: statt der erhofften fünf- undzwanzig waren vierundvierzig Subskribenten bereit, je eine Aktie im Wert von einem Louisdor (16 alte Franken) zu übernehmen und dazu während etwa zehn Jahren jährlich einen Zuschuß von einem Franken an die Bibliotheksgesellschaft zu leisten. Nach diesem glücklichen Start ersuchten die Initianten am 19. März 1812 den Stadtrat, dieser «dereinst zur Bildung hiesiger Jugend und Erlangung nöthiger Kenntnisse so nuzreichen Anstalt» aus Gemeindemitteln die gleiche Summe beizusteuern, wie die Gesamtheit der Stifter und überdies zur Aufbewahrung der Bücher «ein schickliches Local zu verzeigen». Der Stadtrat war dem Projekt geneigt; die zu schaffende Büchersammlung wurde bereits im voraus zum Gemeindeeigentum erklärt und in die Bibliothekskommission je drei von der Gesellschaft und vom Stadtrat bestimmte Mitglieder abgeordnet.

An Martini 1813 – dem Jahr der Völkerschlacht bei Leipzig, wo Napoleon seine entscheidende Niederlage erlitt – wurde die Lenzburger Stadtbibliothek als jüngste Bibliothek der vier Schwesterstädte im ehemaligen Berner Aargau aus der Taufe gehoben. Als vorübergehende Notlösung wurde der Bibliothek ein Lokal in der alten Lateinschule (Hintere Kirchgasse 22) zugewiesen, bis sie 1819 geeignete Räumlichkeiten im heutigen kaufmännischen Berufsschulhaus beziehen konnte. Am 1. Januar 1814 erfolgte die Eröffnung für das Publikum. Zu den käuflich erworbenen



Frontispiz «Der Geschichte Schweizerischer Eidgenossenschaft» von Johann von Müller

Werken hatten sich zahlreiche Buchgeschenke aus dem Kreise der Stifter gesellt; namentlich erwähnt werden die Herren Decan Hünerwadel und Stadttammann Hünerwadel. Hinzu kam ein «ansehnliches Geschenk des tätigen und gelehrten Herrn Buchhändler Sauerländer», sodaß der Bücherbestand bei der Eröffnung insgesamt 214 Bände umfaßte. «Noch ist» – so führte Präsident Bertschinger in seiner ersten Rede aus – «die Anzahl klein, aber keine schwachen Romane, keine drolligen Komödien oder Farcen sind in derselben enthalten... wohl aber die berühmtesten griechischen und römischen Classiker, die einen reichen Schatz von Weisheit und Kenntnis aller Art in einer edlen, kraftvollen Sprache vortragen.» Unabdingbare Pflicht sei – so fuhr der Präsident fort – diejenigen Werke zu erwerben, die das Vaterland hervorgebracht oder wo über das Vaterland Gutes und Wahres geschrieben stehe. Unter den Erstanschaffungen der Bibliothek befanden sich Johannes von Müllers «Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft». Kein Historiker hat den Mythos der helvetischen Vergangenheit aus dem Überlieferungsgeflecht von verklärender Sage und nüchterner Chronik so unnachahmlich gestaltet und die Freiheitsideologie des werdenden schweizerischen Bundesstaates nachhaltiger gespiesen als Johannes von Müller. Carl Bertschinger pries in seiner Eröffnungsrede Müllers Werke als «die herrlichste Zierde unserer Bibliothek».

Jahr für Jahr wurde an Martini die Erinnerung an den Stiftungstag festlich begangen, und der Tag war – wie die Protokolle wiederholt versichern – während Jahrzehnten einer der schönsten, den Lenzburgs Bürger feierten. Pièce de résistance des ersten Teiles der Jahresfeier war die Rede des Präsidenten. War dem Geist genüge getan, kam auch der Magen zu seinem Recht. In einem der renommierten Gasthöfe des Städtchens brutzelte die obligate Martinigans und die Herren Stifter «erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle». – Die Präsidialreden sind uns für die Zeit von 1813 bis 1875 mit wenigen Ausnahmen im Wortlaut erhalten. Sie sind für die Kenntnis des damaligen geistigen Lebens unserer engern Heimat eine unvergleichliche Quelle. Amtliche Akten vermitteln Fakten und Daten, sie sind gleichsam das unentbehrliche Skelett der Geschichte, die Präsidialreden mit ihren Kommentaren zum Zeitgeschehen sind das notwendige Fleisch und Blut. Hier spürt man recht eigentlich den Herzschlag des Bürgers.

Als Illustration des soeben Gesagten verfolgen wir die politischen Auseinandersetzungen unseres Kantons um 1830 im Spiegel der Präsidialreden. Wiederholt ist hier vom Unbehagen im Kleinstaat Aargau die Rede. Lenzburg hatte – wie seine drei Schwesterstädte Aarau, Brugg und Zofingen – seit dem Mittelalter bis zum Untergang der Alten Eidgenossenschaft auf seinem engen Stadtgebiet ein sehr großes Maß an garantierten Freiheiten und Selbstverwaltung besessen, es war von der Berner

Obrigkeit geachtet, gegenüber der Landbevölkerung privilegiert gewesen. Seit der Kantonsgründung war diese bisher unangefochtene Sonderstellung von verschiedenen Seiten bedroht: da war zunächst die Konkurrenz der neu mit dem ehemaligen Berner Aargau vereinigten Kantonsteile, die Landleute der Umgebung waren aus Untertanen plötzlich zu freien und gleichberechtigten Bürgern geworden und – wohl das Allerschlimmste – die ehemalige Schwesterstadt hatte sich zur Hauptstadt erhoben. Drohte nun nicht Gefahr, daß Lenzburg durch die Verwandlung der bisherigen politischen Besonderheiten in politische Gleichheit und die damit einhergehende Bürokratie und Zentralisation lediglich zu einer Vorortsgemeinde der neuen Hauptstadt herabsinken könnte? Und mußte nicht die sich allmählich ausbildende Aristokratie, die umso unerträglicher war, weil sie ja erst eine Generation alt war, mußte nicht das politische Übergewicht der Hauptstadt früher oder später für die kleinen Städte ganz allgemein verderblich werden? (1828). Aus dieser Sicht der Zustände wird die Rede von 1830 verständlich: «Doppelt freudig soll uns der Stiftungstag unserer Gesellschaft in dieser Zeit sein, in welcher die Nationen ihr unverjährbares Recht, sich die Verfassung selber zu geben, zum Teil mit Ungestüm zurückfordern und an sich reißen; in welcher so manche Macht, angeblich aus Gottes Gnaden, in den Staub sinkt und sich auch in der Schweiz, vor allem im eigenen Kanton, kräftig und einstimmig die Volksstimme sich erhebt, um ein System und eine Verfassung abzuschaffen, die ein Erzeugnis fremden Einflusses und eigener aristokratischer Gelüste uns vor fünfzehn Jahren als ein Wechselbalg aufgedrungen wurde.»

Der Euphorie folgte die Ernüchterung auf dem Fuße: in seiner Rückschau führte Carl Bertschinger 1832 aus, die sich bereits 1830 ankündigende Bewegung habe durch allzu rasches und unberechenbares Treiben auf der einen und unkluges Temporieren und passiven Widerstand auf der andern Seite manchen schönen Traum auf eine wahre Verbesserung des kantonalen politischen Lebens zerstört. Eine rohe Gewalttat gegen Verfassung und Gesetz (der Freiämtersturm vom Dezember 1830) habe die löblichen Anstrengungen der echten Vaterlandsfreunde gelähmt und die gerechte Sache einer auf Recht und Ordnung basierenden Reform entehrt. Die neue aargauische Verfassung von 1831 (die erste vom Volk angenommene) sei zwar mit unverkennbaren wichtigen Gebrechen behaftet, doch enthalte sie auf freisinniger Basis Keime zu einer gedeihlichen Entwicklung der Volkskräfte. Man dürfe auf eine bessere Zukunft hoffen, auch wenn jetzt noch manche Erscheinungen für Kultur, Bildung, Kunst und Wissenschaft sehr unerfreulich seien. Die neue Ordnung der Dinge befände sich noch in voller Gärung. Noch nie seit der politischen Umwälzung von 1798 sei es notwendiger als heute, durch das Mittel des Studiums und einer belehrenden Lektüre auf das große Ziel der sittlichen

und geistigen Veredlung des Bürgers hinzuwirken, damit dieser die ihm durch die neue Verfassung beschiedene politische Freiheit würdig gebrauche. – Auch im folgenden Jahr mußte der nämliche Referent feststellen, daß sich die politische Lage im Kanton noch keineswegs konsolidiert habe. Auf den Trümmern so manches gemeinnützigen Vereins ständen nun politische Parteien, die den innern Zwist und die Spaltungen vermehrten und freundschaftliche und familiäre Bande zerrissen. Der ruhige Beobachter könne jedoch aus dem Studium der Geschichte Trost schöpfen: nämlich aus der historisch belegten Tatsache, daß immer wieder die schroffsten Gegensätze zuletzt zur Wahrheit führten, die für endliche Wesen immer in der Mitte zwischen den Extremen läge. Nur die Ultras der beiden politischen Lager würden die Schuld daran tragen, daß die Erreichung dieses «juste milieu» erst einer spätern aargauischen Generation gelingen würde.

Den veränderten Zeitströmungen und neuen Erkenntnissen der Wissenschaft und Technik mußte auch die Bücherauswahl Rechnung tragen. Dominierten in der Gründungszeit der Bibliothek die antiken Autoren – «die gediegenen Alten» – und schweizerische Geschichtsschreiber, welche «Gutes und Wahres» über das Vaterland geschrieben hatten, machte sich im Laufe der beiden nächsten Jahrzehnte immer mehr das Übergewicht von Deutschland als *der* europäischen Kulturnation schlechthin geltend. Durch die Schenkung einer Nibelungenausgabe hatte 1827 der Sekundarlehrer Carl Häusler seinem Eintritt in die Gesellschaft «eine erfreuliche Weihe» gegeben. In seiner Rede von 1834 erklärte Präsident Dr. Häusler: «Von einer schweizerischen Nationalliteratur kann ohnehin bei einem Staate, in welchem drei Sprachen geredet werden, nicht die Rede sein.» Er meinte, man sollte unbelastet von Vorurteilen und Engherzigkeit bei allen Völkern das Gute, Wahre und Schöne suchen. Das sei zunächst die deutsche Literatur, welche dem Deutschschweizer die Quelle dieses Wahren, Schönen und Guten, den Quell allgemeiner menschlicher Bildung öffne. Zu dieser zögen ihn Sprache und Stammverwandtschaft hin, große Dichter, tiefdenkende Philosophen, Meister in allen Fächern der Wissenschaft hätten deutsch gedacht und geschrieben. Von den Ländern deutscher Zunge sei die heilsame Reformation in kirchlichen und wissenschaftlichen Dingen ausgegangen. Namen wie Klopstock, Schiller und Goethe würden die «Herren und Freunde» unter den neuangeschafften Büchern bestimmt mit Vergnügen hören. – Zwar war das Interesse an der vaterländischen Geschichtsschreibung weiterhin rege, aber hier begann die neue kritische Geschichtsschreibung die romantische allmählich zu verdrängen. In der Martinirede von 1835 wies Dr. Bertschinger auf eine interessante Neuerscheinung hin, auf Joseph Eutyck Kopp's «Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde». Kopp, ursprünglich ein glü-

U r k u n d e n

z u r

Geschichte der eidgenössischen Bünde.



Herausgegeben und erläutert

von

J. E. Kopp, Professor.

L u c e

bei K a v e r M e y e r.

1 8 3 5.

Der Beginn der kritischen Geschichtsschreibung (1835)

hender Verehrer von Johannes von Müller, war im Laufe seines Archivstudiums zu Müllers schärfstem Kritiker geworden. Bertschinger führte aus, Kopp drohe dem unsterblichen Johannes von Müller den Kranz zu entreißen, indem er ihm häufig historische Untreue nachweise, ihn beschuldige, wo ihm geschichtliche Quellen fehlten, habe er sie durch seine Einbildungskraft ergänzt. Aus diesen Gründen nenne Kopp Müller einen rhetorisch-poetischen Geschichtsschreiber. – Ihren eigenen literarischen Höhepunkt erlebte die Gesellschaft an Martini 1859. Man feierte Schillers hundertsten Geburtstag. Die ordentliche Generalversammlung hatte schon am Nachmittag stattgefunden. Um halb sechs Uhr traf sich ein überaus zahlreiches Publikum aus Lenzburg und der Umgebung im Theatersaal. Zunächst sprach Dr. Häusler über «Schiller als Priester der Humanität», dann folgte eine theatralische Aufführung von drei Szenen aus «Wilhelm Tell», und zum Abschluß führte der Gesangsverein «Das Lied von der Glocke» in der damals sehr bekannten Vertonung von Andreas Romberg auf. Um neun Uhr versammelte sich die Gesellschaft mit ihren zahlreichen Gästen im Rathaus zum Festmahl.

Seit ihrer Gründung sollte die Stadtbibliothek nicht nur den kulturellen Horizont der Mitbürger erweitern, sondern auch das berufliche Wissen vermehren. Gerade diese Bücherabteilung scheint aber nicht besonders stark benutzt worden zu sein. So setzte Dr. Bertschinger an Martini 1827 zu einer wahren Philippika an. Er wies zunächst auf das neu angeschaffte umfangreiche Werk «Schauplatz der Künste und Handwerke» hin und meinte, er würde dieses und manches andere belehrende Werk gerne von den jungen einheimischen Handwerkern fleißig gelesen wissen. In Kleinstädten, ganz besonders aber in Lenzburg, täte es not, daß die zahlreiche gewerbetreibende Klasse der Mitbürger immer besser erkennte, wie dringend notwendig es sei, sich beruflich auf der Höhe der Zeit zu halten. Die Zeiten seien endgültig vorbei, wo der Sohn beim Vater die so geheißenen Lehrjahre zubringe, d. h. einfach den väterlichen Schlendrian erlerne, dann, wenn es gut gehe, wenige Stunden von Lenzburg entfernt bei einem ebenso beschränkt denkenden Vetter oder Gevatter seine Wanderjahre verbringe, um schließlich für den Rest seines Lebens behaglich in der väterlichen Werkstatt seine eng begrenzte Kunst fortzubetreiben. Heute seien die Erwerbsmöglichkeiten gering, die Zahl der Erwerbswilligen dagegen sehr groß. In einer Zeit, wo der Landmann versuche, in alle ehemals städtischen Gewerbe einzudringen, könnten nur noch solide Berufskennnisse das kleinstädtische Gewerbe vor dem gänzlichen Versinken retten. Gewerbe- und Handelsschulen würden zwar solch notwendiges Wissen vermitteln, aber Lenzburg besäße keine solchen Lehranstalten. Dieses Manko könnte durch nützliche Lektüre von Werken über Technologie, Naturbeschreibung und über die Fortschritte der Künste und Industrien ausgefüllt werden.

Technologische Encyclopädie,
oder
Alphabetisches Handbuch
der
Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Herausgegeben

von

Jos. Joh. Ritter von Prechtl.

Kupfertafeln.

Erste Abteilung,

enthaltend Tafel 1—101, zu Band I—V.



Stuttgart.

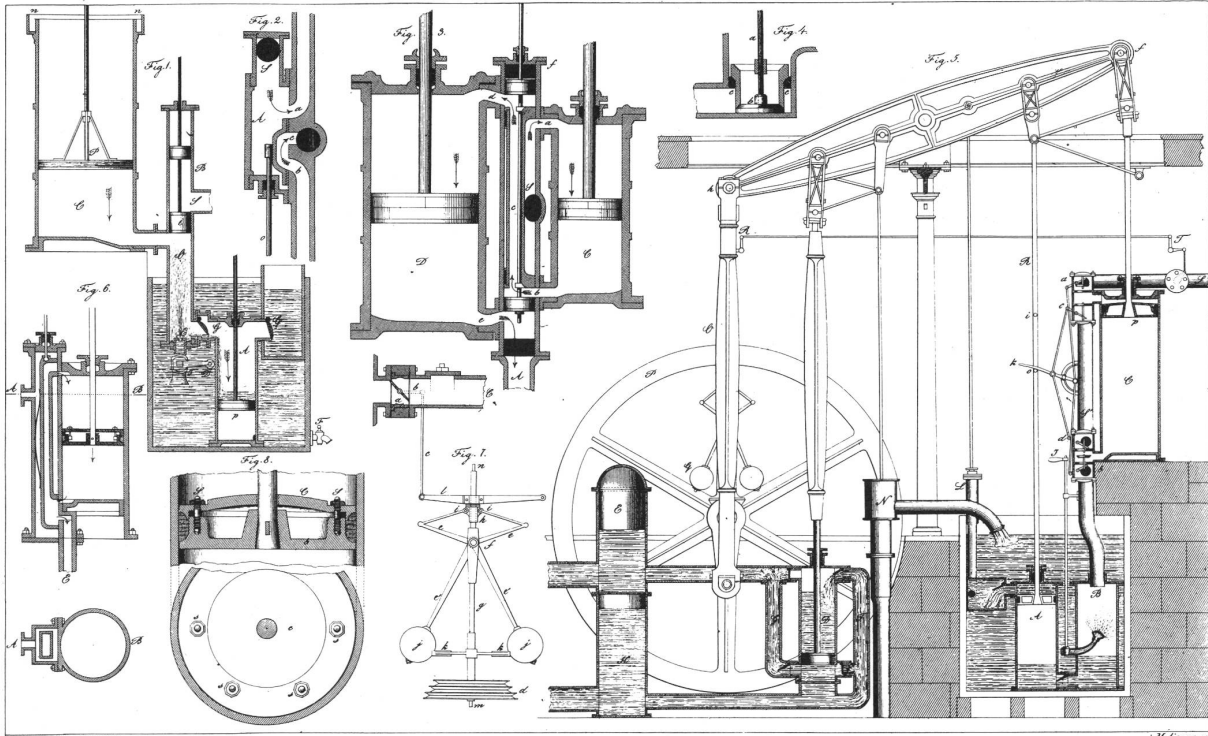
Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Wien, bei Carl Gerold.

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts war eine Zeit permanenter Revolutionen und Umbrüche in Politik, Wissenschaft, Technik und Wirtschaft. Auch der aufmerksame kleinstädtische Zeitgenosse spürte, in einer Übergangsperiode zu leben, an der Schwelle eines neuen Zeitalters zu stehen. Diesem Zug der Zeit mußte auch die Bücherauswahl Rechnung tragen. Hatten zu Beginn die Fächer Literatur und Geschichte den eigentlichen Schwerpunkt der Bibliothek gebildet, so mußte sie nun – «dem Zug der Geister, nicht des Geistes folgend», wie ihr Präsident bemerkte (1849) – ihr Augenmerk vermehrt auf die Realwissenschaften richten. Die Bibliothek wurde nun vornehmlich mit Werken bereichert, welche die Erkenntnis der Erde und ihrer Bewohner, der Natur und ihrer Erzeugnisse, der physikalischen Gesetze und ihrer technischen Anwendung fördern sollten. Als repräsentative Neuanschaffung nannte der Redner die «Technologische Enzyklopädie» von Prechtl. – In der Rede von 1851 werden die bahnbrechenden wissenschaftlichen Erkenntnisse und technischen Erfindungen nicht nur aufgezählt, sondern auch gewertet. Der Redner erwähnt die Eisenbahn, die Dampfkraft, das Dampfschiff, die neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse, namentlich auf dem Gebiet der Biologie und Geologie, um dann von der erstaunlichsten Erfindung der Neuzeit zu sprechen: der elektrischen Telegraphie. Damit sei es möglich geworden, mit Blitzesschnelle die Gedanken geschrieben mitzuteilen in Länder, welche durch Meere getrennt seien. Auch die kleine Vaterstadt dürfe hoffen, vielleicht schon im nächsten Jahr in unmittelbaren Verkehr nicht nur mit Genf und St. Gallen, sondern mit Wien, Paris, Berlin und London zu treten.

Die Frau ist in Lenzburg bereits im Laufe des 18. Jahrhunderts in die Gesellschaft eingetreten. Das reiche musische Leben der Kleinstadt im 19. Jahrhundert ist ohne ihre Mitwirkung überhaupt nicht denkbar. Die Bibliothek dagegen war während Jahrzehnten vorwiegend eine männliche Domäne. Als Leserin zwar war die Frau willkommen. Schon 1820 hatte Stadtmann Hünerwadel betont, daß auch «die Tochter, die nach redlich geleisteter Hilfe im einförmigen Hauswesen das Sümchen ihres Wissens durch Lesen zu erhöhen sucht» und «die treffliche Mutter, die sorgsam sich umsieht nach lieblichen Bildern zum glücklichen Vorbild einer holden Kinderschar» nicht ganz mit leeren Händen die Bibliothek verlassen würden. Aber der Bücherbestand wurde doch vorwiegend nach männlichen Bildungs- und Erziehungsidealien geüfnet.

Still und heimlich muß sich hier im Laufe der Jahrzehnte ein Unterwanderungsprozeß abgespielt haben. Erst 1855 wies ein männlich offenes Wort des Präsidenten auf dieses fait accompli hin: «Die Grundsätze, welche Ihrer Commission für die Anschaffung der Bücher vorgeschrieben sind, sind durch die Statuten vorgezeichnet, daß mit Ausschluß jeder



Eine Tafel aus Jos. Joh. Ritter von Pecht's «Technologischer Encyclopädie»

frivolen und bloß unterhaltenden Tageslektüre für gediegenen, geistbildenden und herzveredelnden Lesestoff gesorgt sein soll. Die Rücksicht aber auf das Publikum, welchem unsere Büchersammlung dienen soll und welches dieselbe wirklich fleißig benutzt und das zum guten Theil dem weiblichen Geschlecht angehört, gebieten eben auf der andern Seite, daß ihm nicht nur streng wissenschaftliche Werke geboten werden, sondern daß die Art der Behandlung selbst streng wissenschaftlicher Probleme auch solche Leser anziehen und zu fesseln vermöge, welche nicht an abstraktes Denken gewöhnt sind und nicht nur Belehrung, sondern auch Unterhaltung suchen.»

Gegen das Jahrhundertende scheinen die Lenzburger Herren an der männerbündlerischen Art ihrer Martinifeiern nicht mehr allzu viel Geschmack gefunden zu haben. Zwar meldet das Protokoll von 1889 die Anwesenheit einer ziemlich zahlreichen Gesellschaft, «worunter sich dieses Mal auch einige Frauenzimmer befanden». Die nächsten Jahre verzeichnen einen immer spärlicheren Besuch. Im Jahre 1901 fanden sich sieben Mitglieder und ein Gast ein, das Martinimahl mußte wegen der allzu geringen Zahl der Anmeldungen ausfallen. Der harte Kern der Gesellschaft war aufgeschreckt: Oberst Bertschinger wollte, daß nächstes Jahr unter allen Umständen wieder ein Martiniessen stattfinde. Herr Hans Roth schlug vor, Damen sollten zur Versammlung speziell eingeladen werden. Das war die rettende Idee, wie die Protokolle eindrücklich belegen:

1902	24 Herren und 11 Damen
1903	14 Herren und 12 Damen
1904	17 Herren und 9 Damen
1905	18 Damen und 22 Herren
1906	16 Damen und 28 Herren

An Martini 1913 feierte die Stadtbibliothek ihr hundertjähriges Bestehen. Es war nicht nur ein heiteres und launiges, sondern auch ein sehr lange dauerndes Fest. Der Schluß des zweiten Teiles erstreckte sich von Mitternacht bis morgens um die sechste Stunde. Und daß die Frauen nun vollständig in die Bibliotheksgesellschaft integriert waren, beweist das Festgedicht des Präsidenten, Dr. Ziegler:

...
Vor hundert Jahren schaut es dick
Und schwer von ernsten Schränken.
Astronomie, Chemie, Physik,
Geschichte gab zu denken.
Theologie, Juristerei,
Philosophie, Antikenei.
Da las man noch gesünder.
Ein Hoch drum auf die Gründer.

Doch als die Zeit von hinnen nahm
Die Seelen unsrer Ahnen,
Ein leichteres Gelichter kam,
Das nährt sich von Romanen,
Von Memoiren groß und klein,
Von Briefen und Novellen fein.
Man will sein Buch verdauen.
Ein Hoch drum auf die Frauen.
...

Quellen: Stadtbibliothek Lenzburg; Verhandlungen betreffend Stadtbibliothek ab 1811, Protokolle der Stadtbibliothek ab 1813, 2 Bde., Jahresberichte des Präsidenten ab 1844.